

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonntag erscheint ein halber Bogen Text; Sonntag ein illustriertes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjährlicher Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. E. W. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumerirt in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Zweigespräch über den Werth und Nutzen der Schönheitsmittel.

(Beschluß.)

„Aber gibt es denn durchaus kein Mittel, die Weiße und Schönheit der Haut zu erhalten?“

— Allerdings gibt es ein solches Mittel, und dieses Mittel besteht darin, sich häufig mit reinem Wasser zu waschen, und wenn die Haut beschmutzt ist, nicht kaltes, sondern warmes Wasser, und die erste beste Seife zu nehmen. Ein reinliches Frauenzimmer ist so schön, als die Natur es zuläßt. Alle andern Mittel, deren man sich bedienen mag, sind unnütz und eitel Verschwendung.

„Indessen gibt es doch Mittel, um das Ausschlagen der Haut zu verhindern, oder um Sommerprossen und Leberflecken zu vertreiben.“

— Ja und nein. Die Haut hat ein natürliches Del, welches ihre Geschmeidigkeit verleiht, und das man zu erhalten sich bemühen muß. Gewisse Personen haben dessen sehr wenig, weshalb sie statt der gewöhnlichen Seife sich fetter Substanzen, wie z. B. der Mandellleie, zu bedienen haben. Ist die Haut zu trocken, so springt sie auf, und wird rauh und schuppig. Durch einen zweckmäßigen Gebrauch der Mandellleie, oder einer andern ölichten Substanz,

kann man die Haut auch gegen Sommerprossen und Leberflecken bewahren, aber man kann diese nicht wieder vertreiben, wenigstens nicht, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die ganze Haut zu verderben.

„Das bringt mich auf den Gedanken, Sie zu fragen, was Sie von dem Melkabaltsam halten?“

— Der Melkabaltsam wirkt in der That auf die Haut; aber diese Wirkung ist keine andere, als die eines Zuggpflasters. Er veranlaßt, durch seine abtösende Eigenschaft, nach und nach die Bildung einer andern Haut, und ist ihr im Allgemeinen mehr schädlich als nützlich.

„Sie sind unerbittlich mit Ihren Erklärungen. Ich hoffe jedoch, daß Sie der Lippenfarbe Gnade angedeihen lassen.“

— So wenig als allen übrigen Schönheit-Verderbungsmitteln. Sind die Lippen aufgesprungen, kann man sie allerdings mit ein wenig Fett reiben. Aber man muß sich hüten, sie mit allerlei Mixturen zu bedecken, um ihre Purpurfarbe zu erhöhen. Man wird dadurch nichts anderes erzielen, als sie blau zu machen, und ihnen alle Frische zu nehmen.

„Noch eine Frage: woher rühren die Blattern oder die Finnen, welche die Haut einiger Personen beiderlei Geschlechts bedecken?“

— Mein Fräulein, Ihre Frage setzt mich in Verlegenheit; doch will ich mich bemühen, sie zu beantworten. Es gibt eine Ursache solcher Blattern, die ich nicht näher andeuten mag. Ihr reines Gemüth hat davon keinen Begriff. Eine andere Ursache der Blattern, welche man vorzüglich beim schönen Geschlechte bemerkt, rührt von dem Genuße kalter Getränke her. Sie sind eine unausbleibliche Folge der Bälle, bei welchen man Gefrorenes genießt, der Ländler, Franzosen und Galoppaden, nach welchen man Limonade oder Drageat trinkt. Das Gefrorene ist in diesem Betrahte am wenigsten schädlich, weil man es nur in kleinen Portionen genießen kann, während die Flüssigkeit plötzlich und in großer Masse den Magen überschwemmt und erkältert. Man kann sich in der That nichts Hässlicheres und Ekthafteres denken, als jene Blutblattern oder Eiterbeulen auf dem tief entblösten Nacken eines Frauenzimmers, das dadurch beinahe das Ansehen einer Pestkranken gewinnt. Mehr als ein Heirathslustiger ist durch einen solchen Anblick zurückgeschreckt worden. Ein Gesicht, auf welchem solche „Rosentnospen“ entsprossen, vermag nur Abscheu zu erregen.

„Ei, ei, Sie erhitzen sich. Ein wenig mehr Gelassenheit, lieber Freund. Ihrer Meinung zufolge, entstehen also die häßlichen

Blattern (denn loben mag ich sie nicht) durch eine plötzliche Magen-Erkältung?«

— Ohne Zweifel. Ist man sehr erhitzt und ermüdet, so kann der Genuß eines Glases eiskalter Limonade einen plötzlichen Tod heranzulassen. Sind die Ursachen weniger heftig, kann man vielleicht erst nach zwei oder drei Tagen, oder nach einer Woche, einem Monat, einem Jahre sterben. Erfolgt während der Zeit ein Ausschlag auf dem Gesichte, oder auf einem andern Theile des Körpers, so ist man gerettet. — Ein starker Luftzug, oder ein plötzlicher Eindruck der Kälte, erzeugt ganz dieselbe Wirkung, wie kaltes Getränk. Man muß sich daher sehr hüten, nach einem erhitzenden Tanze sich einem offenen Fenster zu nähern. Das Zuwehen kalter Luft veranlaßt ebenfals Blattern, wie die Limonade.

»Was soll man aber thun, wenn man erhitzt ist, und großen Durst hat?«

— Man muß lauwarme Getränke genießen, wie Thee, sehr schwachen Punsch oder Bischof, doch nur in geringem Maß. Findet man durchaus keine andern als kalte Getränke, muß man sie äußerst langsam schlürfen, und ist man Gestornes, muß man es im Munde schmelzen lassen. Warme Getränke sind indessen bei weitem wohlthätiger und erfrischen mehr als kalte, wie paradox das auch scheinen möge. Die besten Dienste in dieser Hinsicht leistet warme Fleisckbrühe. Sie stärkt den Magen, während kaltes Wasser ihn schwächt. Auch Warmbier ist sehr gut, und dem Glühwein vorzuziehen, der zu sehr erhitzt.

»Es gibt mehrere Mittel zur schnellen Heilung der Ausschläge. Sind sie nützlich oder schädlich?«

— Sie sind deshab schädlich, weil sie den Hauptauschlag in den Magen zurücktreiben. Ist er sehr stark, so kann diese Operation den Kranken tödten. Ist er schwach, so werden Magenschmerzen und eine kürzere oder längere Kränklichkeit die unausbleiblichen Folgen eines solchen Verfahrens sein. Am gefährlichsten sind die Reinigungsmittel Sowlands, der Saturn-Extrakt u. a. m.

»Sie werden lachen; aber ich muß Sie doch fragen, ob Sie es für unmöglich halten, die Runzeln zu vertreiben?«

— Ich lache nicht; denn wahrlich die Mittel, deren man zu diesem Zwecke sich bedient, könnten Einem die Augen übergehen machen. Die Substanz, welche man »Jungfrauenmilch« nennt, ist nichts anderes, als eine Vermischung von Schwefel, Alaun und Rosenwasser. Sie wissen aber, bei welcher abscheulichen Hautkrankheit man den Schwefel gebraucht, und welchen Epitalgeruch er hinterläßt...

»Es gibt also durchaus keine Mittel, durch welche man sich schöner machen kann, als man von Natur ist?«

— Keine, wenigstens keine, durch welche die Natur der Haut verändert werden kann. Perlweiß, Wisnuth- Salzsäure und Bleiweiß, deren man sich zu diesem Zwecke bedient, übertreffen die schlechteste Schminke nicht. Pulverisirter Talg kommt der Hautfarbe näher, und schwärzt nicht; aber es ist zu hervorstechend. Uebrigens kommt kein Weiß dem der Haut nahe, und zwar aus dem Grunde, weil diese nie durchaus weiß ist. Es ist dasselbe mit der rothen Schminke. Sie ist eben so verschieden von dem natürlichen Inkrnat der Wangen, als ein gläsernes Auge von dem Thrigen, welches das Feuer der Seele belebt.

Die Hottentottenjäger.

»Vor ungefähr drei bis vier Wochen — erzählt ein Reisender — gingen einige Eingeborne auf die Jagd, fanden aber in einer weiten, wüsthreichen Ebene eine große Menge Löwen, denen ihr Erscheinen sehr unangenehm zu sein schien. Das größte dieser Thiere trat sogleich aus der Heerde heraus und schritt langsam auf die Jäger zu, die zum größten Theile jung und an solche gefährliche Abenteuer wenig oder gar nicht gewöhnt waren. So lange sie nur schüchterne Gazellen gesehen hatten, wußten sie sich viel mit ihrem Muth, beim Anblicke des Königs der Wälder wandelte sie aber eine gewaltige Furcht an. Das Thier ward noch ziemlich weit von ihnen entfernt, als sie Alle von den Pferden stiegen und sich schussfertig machten. Dem Gebrauche gemäß banden sie alle Pferde mit den Zäumen zusammen, um sie zwischen sich und dem Löwen zu haben, um diesen aufmerksam zu machen und um besser zielen zu können. Jetzt wurden mit einem Male die Bewegungen des Löwen schneller, und ehe sie Zeit hatten, sich aufzusetzen, fiel das reisende Thier mit einem gewaltigen Sprunge über den, welcher die Zügel hielt, her. Seine Genossen ergriffen in der größten Eile die Flucht und er selbst suchte sich so schnell als möglich wieder aufzurichten. Kaum stand er aber, als das königliche Thier die Läge erhob, ihn in den Rücken schlug und so von neuem auf den Boden warf. Der Arme war auf den Rücken gefallen, der Löwe setzte ihm die Läge auf die Brust und legt sich auf ihm. Man denke sich die Läge des Unglücklichen, der, theils aus Angst, theils wegen der Last des Löwen, kaum athmen konnte. Er suchte etwas auf die Seite zu rücken, um

Luft zu schöpfen, der Löwe merkte es aber, faßte mit den Zähnen den linken Arm am Ellenbogen, hielt ihn einige Zeit fest und biß dann, wie zum Vergnügen, an verschiedenen Stellen bis zur Hand hinab, ein. Er schien nicht böse zu sein, vielmehr mit seiner Beute zu spielen, wie eine Katze mit der Maus, so daß dem Manne kein Knochen zerbrochen wurde, was gewiß geschehen, wenn der Löwe wüthig oder hungrig gewesen wäre. Unterdessen rief der Unglückliche der jeden Augenblick zerrissen zu werden fürchtete, vergebens seine Freunde zu Hilfe. Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe, aber sogleich öffnete der Löwe seinen Rachen, um ihn in Empfang zu nehmen; glücklicher Weise schützte ihn sein Hut und die Zähne ritzten ihm bloß die Haut. Darauf legte der Löwe seine Laze auf den Arm, an welchem das Blut herabließ, so daß er sich damit besudelte und es mehrmals ableken mußte. Aber das war noch nicht alles; denn das wilde Thier heftete jetzt seine blitzenden Augen auf die des Menschen, befühlte ihm mit der Laze das Gesicht auf beiden Seiten und schien nun sein Opfer verzehren zu wollen. „In diesem gefährlichen Augenblicke,“ erzählte der Hottentotte, „betete ich zu Gott, er möge den Löwen nicht mein Fleisch fressen und mein Blut saufen lassen.“ Während dieses Gebetes wendete der Löwe den Unglücklichen um, der sich unter ihm frei zu machen suchte; das Thier aber bemerkte es, und biß ihn tief in den rechten Schenkel. Der Hottentotte empfahl seine Seele Gott von neuem und sein Gebet ward erhört. Das Thier ließ ihn los, entfernte sich mit majestätischen Schritten und legte sich in einiger Entfernung in das Gras, gleichsam als wolle es den Hottentotten beobachten. In einer Weile wagte sich dieser aufzuheben, was den Löwen sogleich wieder aufmerksam machte, er griff den unglücklichen Jäger jedoch nicht wieder an, sondern stand auf, entfernte sich langsam und erschien nicht wieder. Der Hottentotte nahm sogleich seine Klinte und eilte seinen Freunden nach, die ihn für todt hielten. Trotz seinem schrecklichen Zustande und seinen gefährlichen Wunden glaubt man ihn dennoch retten zu können.“

K o r r e s p o n d e n z .

Dresden, im April. Herr Emil Devrient und dessen Gattin — beide bisher Mitglieder des Hamburger Stadttheaters und seit kurzem für die hiesige Bühne gewonnen — sind bereits hier eingetroffen. Doch müssen wir offen bekennen, daß die bisherigen Debütleistungen dieses übrigens schätzbaren Künstlerpaares den, selbi-

gem vorangegangenen außerordentlichen Ruf mindest nicht in dem Grade rechtfertigten, wie wie wohl zu vermuthen geneigt waren. Hr. C. Devrient debütierte zuerst als Marquis Posa, in Schillers „Don Carlos.“ Haltung, Fakt und Routine wurden nirgend an ihm vermist und führten zu einzelnen, unbedingt trefflichen Momenten. Doch schien ihm die tiefere poetische Einsicht in diesem schwierigen Charakter abzugehen, welchem dadurch der Vortheil einer Gesamtheit entzogen ward. In einigen Lustspielrollen, namentlich als Hans Müller, in dem Hotbeinischen Lustspiele: „der Vorsatz,“ war er sehr ergötzlich, auch stand ihm hier seine Gattin als Gretchen mit heiterer und leichter Laune, die wir nur noch von einer bisweiligen Anwandlung naiver Ziererei getrennt wissen möchten, anmuthig zu Seite.

Eine neue, von Miltitz gebichtete Oper: „die Felsenmühle von Stalieres,“ ward uns bereits zwei Male, bei ziemlich vollem Hause, vorgeführt. Die hierzu gehörige Musik vom hiesigen Kapellmeister Reissiger ist zum großen Theil sehr gelungen zu nennen, und trotz des ziemlich trivialen Textes, reich an eben so anmuthigen als werthvollen Stücken, unter denen ein höchst eigenthümliches Lambourliedchen, mit Begleitung der Trommel — von Hrn. Keller auf das gelungenste vorgetragen — besondere Erwähnung verdient. Der Fleiß unserer beiden, anerkannt trefflichen Sänger, der Herren Bagnigg und Wächter, verhalf dieser Oper, die ohnstreitig zu den besseren Erzeugnissen der neuern Zeit gehört, zu verdientem Beifall. Auch Mad. Walker — deren ausgezeichnet schöne Stimme zum Theil unter ihrer höchst mittelmäßigen Schute und dem sichtbaren Mangel an Musikkenntniß verläumert — sang ihre Parthie mit einer an ihr seltenen Sicherheit.

Die steierischen Alpensänger, Kugler und Koms., haben ebenfalls im Theater einmal in den Entr' Acten, zur sichtlichen Zufriedenheit des anwesenden Publikums, gesungen und gedencen noch ein besonderes Konzert zu geben. —

Prag, im April. Das hiesige Theater brachte nach den Osterferien zwar nur eine, aber werthvolle Novität, obgleich dieses Wort nicht so ganz für das in Rede stehende Lustspiel: „die Liebesboten“ passen will, indem es mehr eine Bearbeitung des alten Jünge'schen Stückes „der Nevers“ ist, wie uns schon der Komödientitel belehrte. Indes zeigt die Umarbeitung, durch vorgebrachte zweckmäßige und zeitgemäße Veränderungen und Abkürzungen, von der Bühnenkenntniß des neuen Bearbeiters, Hrn. Prof. Gerle;

denn die in wenigen Tagen erfolgte Reprise des Lustspiels sprach genügend für dessen Bühnenwirksamkeit. Unter den darin Beschäftigten müssen Mad. Binder und die Herren Hartmann, Moritz und Volavsky ehrenvoll erwähnt werden.

Gestern betrat eine andere Neuigkeit aus dem Bereiche der Poesie die Breiter, »die Müllerin und ihr Kind« betitelt, worin die Hauptpartien in den Händen der (Benefiziantin an diesem Abende) Dem. Schikaneder u. Mina Gned sich befanden. Das Stück selbst gibt sich nicht deutlich genug als Parodie des Raupach'schen Dramas kund, ist aber, mancher komischen Szenen und der sinnig zusammengestellten Duoblibets wegen, sehr zu loben.

Eine Mad. Piehl-Flahe, Direktrix des Breslauer Theaters, gastirte mit abwechselndem Glücke, als Donna Anna, Agathe, Prinzessin von Navarra, Anna (in der »weißen Frau«), Gräfin (im »Figaro«) und Rezia. Der Beifall, der ihr zu Theil wurde, kann bogenförmig genannt werden, denn er steigerte sich gegen die Mitte ihrer Gastspiele zusehends bis er im Oberon wieder ganz verhallte.

Möge Hr. Watzinger, den man nächstens erwartet, den Wünschen der Menge mehr Genüge leisten; denn von dem günstigen oder ungünstigen Erfolge seiner Leistungen hängt es ab, ob die längst erledigte Stelle eines ersten Tenoristen an der hiesigen Bühne wieder besetzt werden soll.

—L.

Der Modenkourier. Nr. 18.

(Paris, 15. April 1831.)

1. Die Hüte, welche wie in Longchamps gewahrten, hatten größtentheils die Form an den Seiten etwas vieredig geschnitten; sie waren, je nach der Eleganz ihrer Garnierung, mehr oder weniger eröffnet. Man sah welche, die, statt einer Bandrose, ein Bündel Federköpfe zur Verzierung hatten. Diese letztern trägt man im Schauspiel. Wenn sie die Form einer Halbkapote haben, bringt man rückwärts ein Bavolet an. Gewöhnlich sind sie bei den Ohren anliegend und sehr eröffnet bei der Stirn.

2. Ein Reishrohhut war mit rosenrothem Krepp gefüttert. Rechts, in der Höhe der Form, war eine rosenrothe Hortensia, die ganz mit kleinem Laubwerk umgeben war, dergestalt gegen das Stroh angebracht, daß sie eine Bandtouffe bildete. Von beiden Seiten dieses Bouquets gingen zwei breite rosenrothe Gaze-Bindbänder aus, welche unter dem Kinn zugebunden wurden. Rückwärts war ein kleiner Schirm von weißem Stroh.

3. Viele Kapoten von lilasfarber Moire waren mit lichtgrünem Gros de Naples gesiebt und hatten eine Garnierung von lilasfarbenen Bändern.

4. Man ersetzt viele Schleifen, welche das Innere des Schirms garnierten, durch eine Reihe kleiner Bandschalen, die die Stirn umgibt.

5. Ein weißer Kreypphut von rundem Schnitte, war mit einem perflischen Atlasweis, der in der Höhe der Form angebracht war und bis in die Mitte des Schirms hinabging, geziert. Unter dem Schirm war eine kleine sehr dichte Guirlande von Atlasfarbenen Blumen ohne Blätter, welche quer über die Stirn, statt der Bänder, ging.

6. Die Bänder, welche man jetzt verwendet, sind von Gaze mit Streifen, die entweder dunkel oder licht und oft von zwei Schattirungen sind. Schöne Atlasbänder haben auf beiden Seiten einen angebreiteten Gazestreif. Man sieht auch viele mit sehr kleinen Atlas- oder Gaze-Biereken.

7. Die kleinen Hauben, welche mit Bändern, die mit Blonderücken umgeben sind, garnirt werden, sind noch nicht verlassen und werden jetzt allenthalben getragen.

8. Wenn man nach den Werkstätten unserer Näherinnen urtheilen wollte, so wüßte man diesen Sommer viel Guimpenkleider (die über die Brust hinaufgehen) tragen. Der Obertheil des Leibes ist mit einer Draperie geziert, die man nach Belieben anbringt und der man alle Anmuth verleiht; es sind Querstreifen von dem Zeuche des Kleides, welche man auf den Schultern befestigt und auf Brust und Rücken kreuzen läßt, und unter der Binde aufgeschalten werden, oder es sind Schalls bildende Jockeis, welche sich vorne und rückwärts herzförmig ausdehnen.

9. Man verfertigt auch Kleider mit gleichen Peterinen, welche auf dem Rücken viereckig sind und vorne einen Fichu bilden. Manchmal haben sie auf den Schultern zwei oder drei Schützen, die viereckige Patten bilden, welche auf die Ärmel fallen.

10. Die Ueberröcke von Atlasfarbem, grünem, grauem &c. Groß de Naples sind sehr zahlreich zu Neglige-Anzügen auf Promenaden. Sie haben größtentheils Ärmel, die unten enge, und oben sehr groß und herabfallend sind, und eine Peterine mit Schall. Die Peterine ist mit einer kleinen Dreh-Franse oder mit einer Chichorie von gleichem Stoffe garnirt; die elegantesten haben um einen breiten Saum eine Blonde.

11. Alle Stoffe, die zu Ueberröcken oder Peignoirs gekauft werden, sind mit kleinen Sämereien.

12. Man sieht heuer in allen Magazinen eine große Anzahl Shawls von chinesischem Kreypp; Cachemirgewebe, die so fein wie Mouffelin und mit farbiger Seide in Kreuz gestickt sind, geben treffliche Shawls und Schärpen.

13. Die grauen oder schwarzen Herrenhüte mit zurückgeschlagenen und gegen die Form flachen Rändern sind jetzt allein in der Mode.

14. Man sieht bereits viele Pantalons von weißem glattem Zwilch, andere, um zu reiten, von Wolstoff mit kleinen schwarzen und weißen Biereken.

15. Die weißen oder chamoisfarbenen Pique-Westen sind mit kleinen farbigen gedruckten Früchten, als: Äpfeln, Birnen, Pfäumen &c. geziert.

Modenbild. Nr. 18.

Pariser Anzüge vom 12. April. Moirehut. Collette von Tulle. Kleid und Peterine von Seide.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.